

Prosa Monique Saint-Héliers Tagebuch der Kriegsjahre in Paris ist ein einzigartiges Zeitdokument

Journal aus dem besetzten Frankreich

Monique Saint-Héliers: Journal 1940–1948. Edité par Stéphane Pétermann et Alexandra Weber Berney. Éditions de l'Aire 2018. Alle 18 Bände Fr. 290.-.

Von Charles Linsmayer

Am 17. Juni 1940 konnte Monique Saint-Héliers, wie sie später berichtete, «den Wert ihrer Zärtlichkeiten beim Einschlag von Granaten und im Knattern der Maschinengewehre erproben». Damals endete ihre Flucht vor der deutschen Armee 150 km südlich von Paris, vor der zerstörten Loire-Brücke von Gien. Ein Soldat zerrte die behinderte Frau im weissen Pyjama und ihren verstörten Mann aus der Feuerlinie über lauter tote Pferde hinweg in eine Garage, von wo aus sie anderntags den Rückweg nach Paris antraten.

Die traumatische Erfahrung von Gien war der Grund, warum Monique Saint-Héliers am 26. November 1940 in ihrer Wohnung am Quai de Béthune 26 auf der Île Saint-Louis mitten im deutsch besetzten Paris jenes «Journal intime» zu führen begann, das sie erst am 14. September 1948 beenden sollte und das Stéphane Pétermann und Alexandra Weber Berney der Öffentlichkeit nun in 18 Bänden auf Französisch zugänglich machen.

Im Krankenbett

Zunächst einmal dokumentiert das Tagebuch der Schweizer Autorin die tiefe Lebens- und Schaffenskrise der damals 45-Jährigen, die mit «Bois-Mort» und «Le Cavalier de Paille» die ersten beiden Bände ihres Romanzyklus «Les Alérac» vorgelegt hatte und sich in seiner Uferlosigkeit zunehmend verlor. «Vielleicht sind diese Seiten nur ein Geschwafel, Töne, die mich betäuben sollen, die grausame Leere meiner Leere verbergen sollen», fragt sie sich. Tatsächlich sollte es acht Jahre dauern, bis sie in ihrem Projekt wieder Tritt fassen und an jenen Texten weiterarbeiten konnte, die nach dem Krieg unter höchst problematischen Bedingungen noch erscheinen sollten.

In einer ganz anderen Bedeutung steht nun aber dieses monumentale Tagebuch Monique Saint-Héliers jenem letztlich gescheiterten Romanwerk gegenüber – als ein Zeugnis ihres Lebens, Denkens und Schaffens, dem zwar der letzte literarische Schliff fehlt und das in vielem fragmentarisch ist, das aber den «Alérac»-Zyklus in Sachen Unmittelbarkeit, Radikalität und Ehrlichkeit und vor allem auch mit seiner unverfälschten Zeitgenossenschaft weit in den Schatten stellt.

Saint-Héliers wollte sich mit ihrem Journal schreibend aus der Verlorenheit herausarbeiten und von ihrem Krankenbett aus einen imaginären Raum öffnen, in dem sie virtuell mit Katherine Mansfield, Madame de Staël und anderen Tagebuchschreiberinnen in Verbindung trat und sich über sich selbst und ihr Schreiben Klarheit verschaffte. Unzählige Notizen gelten aber auch ihrer unmittelbaren Umgebung und dem Ehemann Blaise Briod,



der als Übersetzer die materielle Basis des Überlebens schuf und sich rührend-liebevoll um seine für immer ans Bett gefesselte Gattin kümmerte, was nach Aussage des mit ihr befreundeten Historikers Jean Rudolf von Salis, der sie als «fordernd, launisch, angsterfüllt und hitzig» beschrieb, bestimmt nicht immer leicht war.

Weit über das Persönliche und Literarische hinaus bedeutsam ist in den ersten Bänden des Journals Saint-Héliers authentische Zeugnis über die Besatzungszeit in Paris. Die aus La Chaux-de-Fonds stammende Autorin, die sich sicher war: «Ich habe nur eine Heimat, und das ist Frankreich», litt auf intensive Weise mit, wie die Pariser Bevölkerung die deutsche Besatzung erlebte. «Die Läden sind leer. Für meine Malerei gibt es keine Leinwand mehr, nicht mal für 100 Francs. Nirgends mehr Gemüse, Früchte. Ein Albtraum: dem Bankrott einer grossen Nation beizuwohnen. Die einfachsten Sachen fehlen. Alles verschwunden, vielleicht für Jahre?»

Schwer erträglicher Hunger

Als Schweizerin war sie vor der polizeilichen Willkür einigermaßen sicher, aber obwohl der Concierge Kaninchen züchtete und sie ab und zu etwas geschenkt bekam, war der Hunger unerträglich. «Heute ist mein Körper ausserordentlich glücklich», heisst es am 18. November 1942, «ich habe gegen meinen Hunger etwas gegessen.» Und kurze Zeit später: «Wir haben ein Poulet bekommen. Ich gestehe, ich habe ge-

weint.» Ab und zu schleichen sich, Spätwirkung einer rigorosen christlichen Erziehung, antisemitische Töne in die Texte.

Saint-Héliers Zugehörigkeit zum Rilke-Kreis und zur katholischen Erneuerungsbewegung im Sinne von Henri Ghéon oder Paul Claudel bedingt ein gewisses Verständnis für die Anhänger des mit den Deutschen kollaborierenden Marschalls Pétain. Aber insgesamt bleibt das Journal bei einem neutralen Standpunkt, der vom Mitleid für die Opfer von Politik und Krieg und einem so tiefgehenden Schock über das Unglück der Welt bestimmt ist, dass sie analog zum Ausdruck «mal au cœur» einmal ausrief: «J'ai mal au monde.»

Die drei letzten der 18 Bände machen deutlich, dass 1947/48 die «Alérac»-Serie wieder in den Vordergrund gerückt ist. Und man bewundert die sorgfältig edierte und kommentierte Tagebuch-Edition umso mehr, als bekannt ist, unter was für himmeltraurigen Bedingungen Grasset 1953 und 1955 deren letzte Bände «Le Martin-pêcheur» und «L'Arrosoir rouge» in wahllos gekürzten und lieblos durcheinandergebrachten Fassungen publizierte.

Um einen opulent illustrierten, mit allen wichtigen Angaben versehenen Materialienband ergänzt, bedeuten die 17 Bände des «Journal 1940-1948» daher nicht weniger als die längst fällige editorische Rehabilitation von Monique Saint-Héliers als einer der bedeutendsten Schweizer Autorinnen des 20. Jahrhunderts. ●

Die Krankheit hat die Schriftstellerin Monique Saint-Héliers von Kindheit an begleitet. (Paris, 1935)

